

## 3/02 Anton Schmid – Ein Gerechter aus Wien

In dieser Ausgabe:

- Kommentar und Editorial
- Gedenken in der dritten Generation
- Die neue Generation von Gedenkdienstleistenden
- Feldweibel Anton Schmid
- Erfahrungen mit dem Gedenkdienst
- Goodbye Steffi und Judith, welcome Jana und Matthäus
- „Grüß Gott und Heil Hitler“
- Telegramm

### „Jenseits des Schlusstrichs“

Was soll das Gerede um einen „Schlusstrich“? Was ist zu tun, wenn es gilt eine Debatte „jenseits des Schlusstrichs“ zu führen? Reagierten die politisch Verantwortlichen in diesem Land adäquat auf diese Frage?

Eine Frage, die sich aus der Diskussion um die österreichische nationalsozialistische Vergangenheit wohl schwerlich wegdenken ließe, wird doch immer wieder die Forderung erhoben, man möge einen „Schlusstrich“ unter „dieses Thema“ ziehen.

Einen Hinweis auf die Beantwortung mag der Fragebogen geben, den GEDENKDIENTST vor der Nationalratswahl an die Spitzenkandidaten der Parlamentsparteien mit der Bitte um eine schriftliche Stellungnahme versendete. Unsere Fragen zielten ab auf Themenkreise, die die Arbeit von GEDENKDIENTST betreffen, und so wurde da unter anderem auch um eine persönliche Meinung zur sogenannten „Schlusstrichdebatte“ gebeten.

Bundeskanzler Wolfgang Schüssel beantwortete diese beispielsweise so: „Die ÖVP hat in ihrer Regierungsarbeit bewiesen, dass die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit besonders wichtig ist. [...] Die ÖVP hat somit auch gezeigt, dass ein „Schlusstrich“ der falsche Weg ist, dieses Thema zu behandeln.“

Spätestens seit der Affäre um den österreichischen Ex- Bundespräsidenten Kurt Waldheim kann man annehmen, dass die Forderung nach einer adäquaten Aufarbeitung der NSVergangenheit und das damit verbundene Schuldeingeständnis anstelle eines „Schlusstrichs“ innerhalb der österreichischen Parteienlandschaft konsensfähig geworden ist. Das ist unbestritten eine positive Erscheinung. Absurderweise scheint jedoch gerade dieser Minimalkonsens für die Kanzlerpartei Argument genug sein, jedwede weitergehende Diskussion im Keim zu ersticken zu erlassen, denn die Tatsache, „dass ein „Schlusstrich“ der falsche Weg ist“, ist ja ohnehin bekannt.

Reicht aus, um sich lästige Erklärungen zu den antisemitischen Kommentaren des Oppositionspartners zu ersparen. Genügt, um sich zur revisionistischen Rede eines Volksanwalts über die Befreiung Österreichs nicht weiter äußern zu wollen. Alles was, dazu notwendig zu sagen wäre, gilt dem Kanzler als bereits formuliert. Damit verlieren all jene ihre Legitimität, die diesen Stil kritisieren suchen, hier gibt es ja nichts anzukreiden.

Was ist zu tun, wenn es gilt eine Debatte „jenseits des Schlusstrichs“ zu führen?

Auf diese Frage gibt es scheinbar lauter gleiche Antworten (ein Umstand, den auch unsere Befragung verdeutlichte), die für den Kanzler weiterführende Diskussionen obsolet erklären.

Sollte doch einmal einer jener „Ewiggestrigen“ zu einer anderen Antwort finden, genügt es auf den Satz vom nicht zu ziehenden „Schlusstrich“ zu verweisen ohne die daraus erwachsenden Konsequenzen mittragen zu wollen.

„Die ÖVP hat somit auch gezeigt, dass ein „Schlusstrich“ der falsche Weg ist, dieses Thema zu behandeln.“

Was ist zu tun, wenn es gilt eine Debatte „jenseits des Schlusstrichs“ zu führen?

Ist es da wirklich genug immer wieder auf das verabschiedete Entschädigungsfondgesetz für NS-Zwangsarbeiter zu verweisen, noch dazu, da dieses Jahrzehntelang überfällig war?

Ist es denn wirklich zuviel verlangt, in der Beantwortung dieser Frage mehr als ein Schuldeingeständnis zu suchen?

Geht es nicht vielmehr auch auf politischem Weg zuletzt darum, neue Diskurse zu erschließen suchen, um das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus auch in die jüngere Generation zu tragen?

Fragen über Fragen, bei denen man den Eindruck gewinnen könnte, dass der Bundeskanzler wie die letzte Bundesregierung keine Antwort auf sie zu formulieren wünschte.

Aber vielleicht mag ja die Entscheidung über die Finanzierung von Projekten wie GEDENKDIENTST die Frage erhellen, wie ernst es einer zukünftigen Regierung, allen voran Bundeskanzler Schüssel, mit einer tatsächlichen Debatte um die nationalsozialistische österreichische Vergangenheit ist.

Florian Huber, Student der Philosophie und der Judaistik

### Editorial

Liebe Leserin!

Lieber Leser!

Das Jahr 2002 war für GEDENKDIENT bis jetzt ein erfolgreiches Jahr. Gerade hat uns die Nachricht erreicht das das Buch „Jenseits des Schlusstrichs. Gedenkdienst im Diskurs über Österreichs nationalsozialistische Vergangenheit“ mit dem Bruno-Kreisky Förderungspreis für das politische Buch 2002 ausgezeichnet wurde!

Diese Auszeichnung ist insbesondere eine Anerkennung für die Leistung der Herausgeber, die es geschafft haben auf knappen 330 Seiten die Aktivitäten und Entwicklungen in der 10-jährigen Geschichte von GEDENKDIENT in den Kontext des internationalen und nationalen Diskurs um Österreichs nationalsozialistische Vergangenheit zu stellen.

Das Buch können Sie bei Gedenkdienst um € 25 bestellen.

Über die 10-Jahres-Aktivitäten haben wir in der letzten Nummer ausführlich berichtet. In der nun vorliegenden Ausgabe finden Sie noch eine „Nachlese“ zur Tagung im Mai. Judith Pfeiffer hat die Podiumsdiskussion der jungen Gedenkdienstleistenden zusammengefasst. Dabei wurde der Fragenkomplex erörtert, ob es in der jungen Generation einen anderen Zugang zur Fragen der „Schuld“ und der „Verantwortung“ gibt und was junge Leute dazu motiviert einen Gedenkdienst an Holocaust-Gedenkstätten abzuleisten.

In der ersten Ausgabe von GEDENKDIENT 2002 haben wir eine Unterschriftenkampagne zur Benennung einer öffentlichen Verkehrsfläche nach dem österreichischen Gerechten Anton Schmid gestartet. Mittlerweile wurde im 2. bzw. 20. Bezirk eine „Anton Schmid Promenade“ nach ihm benannt. Damit ehrte die Bezirksvertretung einen der bedeutendsten österreichischen Gerechten. Christine M. Papst und Manfred Wieninger, auf deren Initiative die Benennung zurückging und die an einem Buch über Schmid arbeiten haben für diese Ausgabe eine Biografie verfasst.

Eine interessante Lektüre wünscht Ihnen

Christian Klösch, Obmann Verein GEDENKDIENT

## Gedenken in der dritten Generation

Motivation und Sinn von Erinnerungsarbeit an Holocaustgedenkstätten - Eine Podiumsdiskussion

**Günther Sturm:** Beginnen möchte ich gleich mal, indem ich meine eigene Glaubwürdigkeit in Frage stelle: Ich bin hier nicht die dritte Generation. Ich bin nur ein Teil, eine Minderheit, die ich hier verrete, und die dritte Generation ist vielleicht ein guter Freund von mir, der zu Hause sitzt und mir regelmäßig vorwirft, du beschäftigst dich nur die ganze Zeit mit dieser Scheiße, das ist doch alles über fünfzig Jahre vorbei und mach doch was anderes. Was soll ich erzählen? Ich erzähl einmal was aus meinen Erfahrungen während der 14 Monate. Ich beginne mit dem Punkt 3. Generation: Ich bin vom biologisch zeitlichen her tatsächlich die dritte Generation. Meine Großeltern waren im Krieg, die Großmütter waren es nicht, mein väterlicher Großvater war auch nicht im Krieg, nur ein einziger Großvater; und von diesen Großeltern sind drei gestorben, bevor ich auf die Welt gekommen bin. Reingewachsen bin ich in die Thematik eher über Zeitzeugen, ich habe einige im Rahmen von Mauthausen- Gedenken kennen gelernt, in meiner Heimatstadt Vöcklabruck hat es ein Konzentrationslager gegeben und da war so eine Gruppe von Franzosen, die ist jedes Jahr hierher gekommen und irgendwie bin ich dann zu der Gruppe gestoßen und hab dann zwei dieser älteren Herren, das waren damals schon ältere Herren, einfach adoptiert und an Großvaters statt angenommen und hab die dann regelmäßig besucht und hab mir auf diese Weise meine Großeltern wieder geholt. Ich bin durch sie sehr direkt in die ganze Geschichte reingewachsen. Schuld hab ich nie gefühlt, fühle ich auch jetzt nicht, aber durch diese Leute hab ich die Verantwortung irgendwie mitbekommen. Sie wollten das weitergeben und ich habe das aufgenommen. Wir haben diese Gedenkdienst-Tagung im Rahmen dieser Generationendiskussion und Generationen beinhalten für mich immer so etwas, dass eine Generation lebt, etwas erlebt und zu einem gewissen Zeitpunkt sieht die Generation, es ist Zeit für etwas Neues und sie gibt dann das ab an die nächste Generation. Zumindest stelle ich mir das so vor. Jetzt ist es aber so, dass diese zweite Generation noch gar nicht daran denkt, das Thema abzugeben. Die, die jetzt darüber schreiben, sich ihre Pfründe erwirtschaftet haben, sich Wissen, ein gigantisches Wissen über das dritte Reich sich angeeignet haben. Ihr von der zweiten Generation, ihr werdet es nie aufgeben, dieses Thema. Aber ich glaub, wir von der dritten Generation sind auch nicht auf den Kopf gefallen.

**Florian Huber:** Die Motivation ist bei mir immer da gewesen und je mehr ich darüber nachdenke, was die Motivation denn genau sein kann, weil es eben kein Selbstzweck sein kann, Gedenkdienst zu machen, merke ich, dass die Familie doch sehr wichtig für mich war. Das klingt jetzt wahrscheinlich komisch, ich denke mir, dass es bei den meisten eher so ist, dass es in Opposition zur Familie passiert, dieses Gedenken, aber eigentlich fühle ich mich gar nicht zugehörig zur dritten Generation. Meine Großeltern waren viel zu jung im Krieg, um irgendetwas mitbekommen zu haben. Ich hab mir einmal gedacht, meine Eltern haben mir da sehr viel mit gegeben, da war die Auseinandersetzung immer schon da, dass da in Österreich zu wenig passiert, dass es vielleicht zu wenig ist, oder dass es ganz sicher zu wenig ist, dass etwas passieren muss über dieses Schuldeingeständnis hinaus. Bei einem Gedenken war für mich diese Zugehörigkeitsgefühl immer sehr wichtig. Nachdem ich aber jung bin, hab ich mich nie irgendwo zugehörig gefühlt, weder zu den Opfern noch zur Täterseite. Eine wichtige Motivation für mich war sicherlich, Dinge, die sehr abstrakt sind, und die mir eigentlich bereits relativ bekannt waren aus Geschichtsbüchern, kennen zu lernen, in Kontakt zu kommen mit Zeitzeugen und andere Perspektiven kennen zu lernen. Ich habe während meines Gedenkdienstes in Theresienstadt ganz verschiedene Generationen kennen gelernt, die verschiedenen Zugänge zu der Thematik haben, ich habe gesehen, dass es Familien gibt, in denen das anders funktioniert, dass Leute unterschiedliche Motivationen haben, einen solchen Ort zu besuchen, das hat mir sehr geholfen eine Orientierung zu finden. Einer der schwierigsten Punkte in Theresienstadt war für mich sicherlich einzusehen, dass sich nicht alle „bekehren“ lassen, dass eben nicht alle wissen wollen was passiert ist. Zu sehen, dass man nur jene unterstützen kann und soll, die wirklich daran interessiert sind etwas zu ändern und ihnen auch zu zeigen, dass das, was sie tun gut und wichtig ist, daraus entsteht ganz einfach eine gewisse Zugehörigkeit.

**Sebastian Holzer:** Zu meiner Motivation möchte ich vielleicht kurz einmal ausholen... Ich komme ursprünglich aus Kärnten, war bis zu meinem zwölften Lebensjahr dort, das erwähne ich deshalb, weil meine Umgebung, meine Großmutter mit der ich auch gelebt habe, alle sehr nationalsozialistisch eingestellt waren und gedacht haben. Der Grundtenor war, es war ja auch vieles gut damals, etc. Ich bin

dann nach Wien gekommen, hab begonnen nachzudenken, mich für die Thematik, für den Holocaust zu interessieren. Ich bin dann einmal zu Gedenkdienst gegangen und hab gesehen, dort kann ich mich weiter informieren, das ist offen, das ist kritisch, bin nach Auschwitz gefahren auf eine Studienfahrt, nach Theresienstadt und erst später hab ich mir gedacht, ha das wär doch was – Gedenkdienst – was ich auch machen könnte. Das Anne Frank Zentrum in Berlin ist kein historischer Ort und ich glaube, das verändert sehr viel; auch im Zugang zu den Jugendlichen und wie man mit ihnen umgehen kann. Vielleicht noch ganz kurz zur Schulfrage, das hab ich nie gespürt, die einzigen zwei Erfahrungen, die ich gemacht habe, wo ich so etwas wie Schuld gespürt hab, so ein komisches Gefühl Österreicher zu sein, waren zu einen auf der Studienfahrt in Auschwitz und vor kurzem als ich in London war, im Imperial War Museum. Ich bin dort gestanden, rund herum nur Engländer, die alle die Übersetzungen gelesen haben. Ich war der einzige, der direkt auf den Hitler gesehen hat, weil er eh alles verstanden hat. Ich hab mich sehr unangenehm berührt gefühlt.

**Christian Klösch:** Danke, Stefan arbeitet in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte in Auschwitz...

**Stefan Schmid:** Ganz kurz formuliert... Hauptaufgabe ist es Gruppen zu betreuen, also organisatorisch, inhaltlich und pädagogisch soweit es in meinen Möglichkeiten liegt. Zur Frage Gedenkdienst... ich kann da keine spannende Geschichte bieten. Ich stehe genauso wie Christian zwischen zwei Generationen, nur eben eine später als er. Also ich fühle mich politisch schon der dritten Generation zugehörig, aber de facto bin ich diesbezüglich vierte Generation. Wo aber dann doch eine Verbindung zum Thema da ist, das ist bei mir über den Begriff Tätergesellschaft. Das beantwortet vielleicht auch die Schuldfrage. Also ich hab kein Schuldgefühl, hatte nie ein Schuldgefühl, aber ich bekenne mich in dem Sinn klar zur Tätergesellschaft, als dass es für mich heißt, dass Menschen von dem geprägt werden, was um sie herum ist. Auch in späterer Zeit, auch Waldheim, auch Vranitzkys große Rede, mit zehn Jahren hat mich die auch nicht wirklich berührt, das heißt mein Zugang zum Thema war von vornherein ein anderer, nämlich gerade dieser, der in den letzten Tagen mit kulturellem Gedächtnis oder Universalisierung beschrieben wurde. Ich setze mich eigentlich mehr mit der Geschichte der Auswirkungen des Holocausts, des Zweiten Weltkrieges auseinander, als mit dem Ereignis selbst. Ich arbeite nicht in irgendwelchen Archiven, ich arbeite eigentlich überwiegend mit Vertretern der Dritten Generation.

**Stefanie Lucas:** Ich habe einen etwas anderen Zugang zu Gedenkdienst gehabt, einen mehr pragmatischen Zugang. Wahrscheinlich geht es einigen Leuten so, die zum ersten Mal etwas von Gedenkdienst hören, das erste was ihnen einfällt: „wow Ausland...“ Das merke ich bei meiner Arbeit, weil ich direkt mit Neuinteressenten zu tun habe. Wir haben viele Anrufer, die sich absolut keine Vorstellungen davon machen, was das eigentlich ist. Und natürlich war das auch so was das EVS-Programm angeht: eine gute Möglichkeit finanziert von der Europäischen Union einmal im Ausland tätig zu sein. Das Thema hat mich soweit angesprochen, als dass es in meiner Familie nie besprochen wurde. Während der Schule wurde Holocaust mehr als Thema abgearbeitet. In meinem Ort, ich komme aus Sachsen-Anhalt, sind zu Ende des Krieges Häftlinge, die durch Deutschland „gewandert“ sind, quasi in eine Feldscheune reingequetscht worden, die ist dann angezündet worden und 1.200 Leute sind dabei getötet worden. Und das lastet meinem Ort auch an. Es ist erstaunlich wie damit umgegangen wurde, ich habe einen Großteil meiner Kindheit in der DDR verbracht und da war es so, dass jedes Mal zu 1. Mai oder 7. Oktober die gesamte Schule da hingeschickt wurde. Die meisten hatten gar keine Ahnung, was da eigentlich passiert ist. Nach der Wende als dieser „Termin“ dann irgendwie abgeschafft wurde, ist aufgefallen, dass auf einmal keiner mehr da ist, der sich dafür interessiert. Es ist damals zu DDRZeiten so hochstilisiert worden, die antifaschistischen Opfer und Juden wurden nur am Rande thematisiert. Jetzt machen sie genau die Umkehrung und „Juden hauptsächlich Opfer“ und die anderen Opfergruppen werden quasi nicht angesprochen.

**Christian Klösch:** Danke für diese Statements. Ich hoffe es ist jetzt ein bisschen begreifbar, welche verschiedenen Zugänge man bei Gedenkdienst haben kann oder welche sehr persönlich gefärbte Zugänge... Gibt es jetzt ad hoc Fragen dazu?

**Ruth Beckermann:** Ich möchte was dazusagen. Mich hat es die letzten eineinhalb Tage gewundert, wieso ihr eigentlich keine Schuld bei den Leuten, die da am Podium irgendetwas dahergeredet haben,

gefunden habt. Das heißt wieso ihr diese zweite Generation – wenn man so will – nicht irgendwie mit eurem Ansatz oder eurer Sichtweise konfrontiert oder analysiert, was sie daher reden.

**Günther Sturm:** Das hängt vielleicht auch mit dem Alter zusammen. Wir werden natürlich in unserer Funktion als Gedenkdienstleistende kritisch geschult, aber wir sind noch nicht so weit, dass wir jetzt in diesem sehr formellen Rahmen Kritik formulieren. Zum inhaltlichen: Wie soll man jemanden kritisieren, der sagt, dass Auschwitz schlecht war? Wenn man älter wird geht es leichter, da weiß man mehr, traut sich eher Dinge zu hinterfragen. Ich glaube, das hängt mit der Zeit zusammen, man muss uns Zeit geben...

**Sepp Teichmann:** Aus meiner persönlichen Sicht ist diese Frontlinie zwischen zweiter und dritter Generation auch eine, die es eigentlich kaum gibt, oder die man sehr wenig wahrnimmt in intellektuellen Diskussionen. In Österreich verläuft die Frontlinie ganz woanders. Es sind die nicht aufgeklärten Teile der zweiten und dritten Generationen, wo wir uns auseinandersetzen, wo es wirklich zu Streitigkeiten kommt. Diese Fragestellung zwischen zweiter und dritter Generation, ob jetzt eher Schuld oder ob Faschismus – Kapitalismus oder nicht ist schon ein bisschen ein Nebenschauplatz kommt mir vor. Mein Bedürfnis ist es eher Anregungen zu finden, um in Diskussionen wo die wirklichen Probleme liegen, sich mit dem auseinander zu setzen. Ich sehe es ist eine sehr kleines Boot aufgeklärter Leute, und da sitzen Leute aus der zweiten und dritten Generation drin.

**Stephan Roth:** Ich sehe das ganz ähnlich wie der Sepp, mit den Leuten aus der zweiten Generation, die jetzt nicht am Podium sitzen, verbindet uns sehr viel, mehr als mit irgendjemand anderem. Also ich sehe das Problem aus meiner Geschichte eher, mit meinen Eltern darüber zu streiten, mit meinen Großeltern darüber zu streiten. Das ist viel mehr eine Geschichte, die ins Private hineingeht. Das was hier abläuft ist eine Familie von Gleichgesinnten, wo das, was man privat oder nach außen irgendwie sich erst erkämpfen muss, wo man hier Verständnis dafür bekommt.

**Ruth Pleyer:** Ist es nicht so, dass jede Generation einen eigenen Bewältigungsmechanismus finden muss? Ich glaube, man kann nicht erwarten von seinen eigenen Eltern, dass sie die Dinge so machen wie man selbst. Ich glaube, also meine Eltern sind beide um das Jahr 1940 geboren, also kurz vor 1940 und wenn ich in der Zeit aufgewachsen wäre, in der Atmosphäre, in der sie aufgewachsen sind, in diesem österreichischen Nachkriegszustand, wo geschwiegen wurde, über diese Zeit nicht gesprochen wurde, dann ist das viel, wenn diese Eltern irgendwann zwischen 1970 und 2000 einmal selber nach Mauthausen gefahren sind, dann ist das schon eine große Leistung. Ich hingegen, die ich dreißig Jahre später geboren bin, habe es viel einfacher, einen lockerern Zugang zu finden.

**Christian Schneider:** Wenn man es bösartig fassen will, und dafür bin ich ja Spezialist, könnte man ja auch sagen, die dritte Generation macht den Aufstand nicht, weil sie gar nicht da ist. Also weil, ich will daran erinnern, dass in den fünf Statements, die Sie abgegeben haben, drei von Ihnen gesagt haben: „Ich gehöre nicht der dritten Generation an.“ Das kann man natürlich zur Kenntnis nehmen, aber das ist natürlich ein interessantes Faktum, wenn ein Podium von Leuten, wo man sagen muss vom Lebensalter her und auch von der Erfahrung her, wäre das soziologisch absolut zwingend zu sagen, wir sind dritte Generation, und Sie sagen: „Nee, will ich gar nicht.“ Und Sie haben alle unterschiedliche Gründe dafür angegeben, und Sie sind nicht die einzigen, also ich habe auf der Tagung mit mehreren gesprochen, die auch irgendwie sich ganz stark dagegen gewehrt haben „Ich bin nicht dritte Generation“. Und das Motiv, das mir nur ganz naiv als erstes dazu eingefallen ist, ist, dass es ganz komisch ist, in diesen Kasten gesteckt zu werden. Damit geht auch so eine Art Labelling einher, dass ganz bestimmte Ansprüche verbunden sein sollen.

**Sepp Teichmann:** Es geht weniger um mich, es geht eher um die Situation, dass sozusagen die dritte von der zweiten Generation entlassen wird. Man muss sozusagen immer wieder von vorne anfangen. Die Probleme sind ähnlich oder konstant, und haben ähnliche Ausgangspositionen, natürlich gibt es Unterschiede, mitunter schon große Unterschiede, wenn man sich ansieht, was sich in den 60er Jahren getan hat gegenüber heute...

**Ruth Pleyer:** Also ich bin erstaunt zu hören, dass man an irgendetwas nicht herangelassen wird, ich finde es gibt Arbeit genug für alle und ich glaube es ist jeder froh, wenn irgendjemand anderer ihm etwas abnimmt. Ich habe immer den Eindruck gehabt, ich kämpfe ziemlich allein auf weiter Flur und war immer über jeden froh, der auch dabei war, und habe nie das Gefühl gehabt, dass eine andere Generation da sitzt und mich nicht zu den Deportationslisten lässt. So war es nicht.

**Günther Sturm:** Diese gibt es meines Erachtens schon. Sicher, die zweite Generation, Teile der zweiten Generation, haben mit ihrer wissenschaftlichen Aufarbeitung sehr viel geleistet. Aber ich habe FreundInnen in meinem Bekanntenkreis, wenn ich denen sage ich mache Gedenkdienst, die schauen mich nur groß an. Und es sind neue Fragen, ich muss denen nicht erklären, was der Unterschied zwischen Shoah und Holocaust ist, und wenn sie den falschen Begriff in einer Gruppe verwenden, dass sie dann zerrissen werden. Ich muss ihnen ganz andere Sachen verkaufen, und dass sehe ich in der zweiten Generation nicht, dass sie sich mit diesen Themen beschäftigen und das ist ein Thema, mit dem wir uns jetzt beschäftigen müssen, und das heißt nicht, dass die zwei Generationen gegeneinander sind. Es gibt Leute mit 87 Jahren, KZ-Opfer, die heute noch gemeinsam mit uns das gleiche Ziel verfolgen, jenes Ziel, das uns verbindet, wie wir alle gesagt haben, viel mehr als es uns trennt. Aber das ist ein neuer Ansatz, der gar nicht so neu ist, über den wir gemeinsam nachdenken müssen.

transkribiert von **Judith Pfeifer**

gekürzt und adaptiert von **Matthias Kail**

## Die neue Generation von Gedenkdienstleistenden

Der Jahrgang 2002/03

Am 15. Juli 2002 konnten, wegen verringerter finanzieller Mittel, statt 23 nur 18 Zivilersatzdienstleistende ihren Gedenkdienst antreten. Wie seit nunmehr zehn Jahren bereiteten sich die Gedenkdienstler auch dieses Jahr mit viel Engagement, Interesse und Fachwissen bei Studienreisen nach Theresienstadt und Auschwitz, Seminaren und in den schon zur Tradition gewordenen Mittwochstreffen im und um das Gedenkdienstbüro auf die 14 Monate an einer Holocaustgedenkstätte vor. Gerade durch die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit kommt ihnen eine bedeutende Rolle in der Beschäftigung Österreichs mit seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu.

**Luis Alton**, 19, Student der Politikwissenschaft und der Romanistik aus Feldkirch, Fundación Memoria del Holocausto, Buenos Aires, Argentinien;

**Djordje Cenic**, 27, Student der Geschichte und der Slawistik aus Linz, Wissenschaftliches Zentrum „Holocaust“, Moskau, Russland;

**Herwig Czech**, 28, Student der Geschichte und der Romanistik aus Wien, Centre de Documentation Juive Contemporaine, Paris, Frankreich;

**Fabian FuBeis**, 18, Maturant aus Wien, Leo Baeck Institute, New York, USA;

**Philipp Herzog**, 25, Student der Geschichte und der Slawistik aus Wien, Jüdisches Museum, Vilnius, Litauen;

**Markus Hiesleitner**, 21, Maturant aus Euratsfeld, Gedenkstätte Theresienstadt, Terezín, Tschechische Republik;

**Georg Hufgard**, 19, Jusstudent aus Wien, Institut Theresienstädter Initiative, Prag, Tschechische Republik;

**Matthias Male**, 19, Maturant aus Wien, Leo Baeck Institute, New York, USA;

**Michael Maurer**, 19, Mathematikstudent aus Wien, Fondation Auschwitz, Brüssel, Belgien;

**Stefan Onzek**, 25, Jurist aus Graz, Fundación Memoria del Holocausto, Buenos Aires, Argentinien;

**Aaron Peterer**, 21, Maturant aus Wörgl, Anne Frank Stichting, Amsterdam, Niederlande;

**Johannes Reitter**, 27, Student der Germanistik, Publizistik, Geschichte und Romanistik aus Linz, London Jewish Cultural Centre, London, Grossbritannien;

**Gregor Ribarov**, 21, Jusstudent aus Baden, Anne Frank Zentrum, Berlin, Deutschland;

**Stefan Schaden**, 26, Politikwissenschaftler und Slawist aus Wien, Yad Vashem, Jerusalem, Israel;

**Paul Schiefer**, 29, Journalist aus Wien, United States Holocaust Memorial

## GEDENKDIENTST-Jahrgang 2002-2003



vlnr. Wolfgang Zangerl, Djordje Cenic, Markus Hiesleitner, Fabian Fußeis, Aaron Peterer, Christoph Seibel, Stefan Onzek, Johannes Stürtzlinger, Philipp Herzog, Gregor Ribarov, Georg Hufgard, Michael Maurer, Luis Alton, Paul Schiefer, Wolfgang Weritsch, Matthias Male, Markus Rauch, Stefan Schaden, Johannes Reitter

Matthias Kail, Dolmetschstudent

## Feldwebel Anton Schmid

Ein Retter aus Wien

Auf dem Soldatenfriedhof im Vingio-Park in der litauischen Hauptstadt Vilnius (Wilna) wurden zwischen Juni 1941 und Juli 1944 rund 2.000 deutsche Wehrmachtangehörige begraben. Nur ein Feldwebel, der 1942 im damaligen Wilna ums Leben gekommen ist, wurde nicht im Kreis seiner toten Kameraden bestattet, sondern am Rand eines Zivilfriedhofes im Wilnaer Stadtteil Antakalnis in eine Grube geworfen und verscharrt. Die Grabstelle dieses Mannes, der sehr einsam gestorben ist, wurde nicht gekennzeichnet. Im Herbst 1965 fuhren seine Witwe und seine Tochter gemeinsam mit Simon Wiesenthal ins sowjetische Wilna, um seine letzte Ruhestätte zu finden. Sie suchten zwei Tage lang und fanden nicht mehr vor als einen jungen Wald, Gebüsch und Sand.

Anfang nächsten Jahres wird die israelische Stadt Haifa einen Platz nach diesem deutschen Unteroffizier benennen und Beamte des litauischen Kulturministeriums sowie Wissenschaftler des Jüdischen Museums in Wilna suchen derzeit gemeinsam nach seinem Grab, von dem man nur weiß, daß die Erkennungsmarke dessen, der darin liegt, 898 12 lautete.

Der Mann, der mehr als 59 Jahre nach seinem Tod solche Aktivitäten auslöst, war ein 'echt's Weana Kind' und hieß Anton Schmid. Am 25. Februar 1942 wurde er vom Kriegsgericht der Wehrmachtfeldkommandantur 814 in Wilna wegen der Rettung von über 300 jüdischen Ghettoangehörigen zum Tode verurteilt und am 13. April 1942 um 15 Uhr im Militärgefängnis Stefanska erschossen.

1967 wurde Schmid posthum mit einer der exklusivsten Auszeichnungen der Welt, nämlich mit dem Titel „Gerechter unter den Völkern“ der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem geehrt. Am 8. Mai des Vorjahres hat Deutschlands Verteidigungsminister eine Kaserne nach ihm benannt und damit versucht, der Traditionspflege der Bundeswehr eine neue Richtung zu weisen. Überlebende Wilnaer Juden haben den Feldwebel als „Heiligen“ bezeichnet. Grund genug vielleicht, sich zu fragen, wer dieser Anton Schmid eigentlich war?

„Auf alle Fälle war der Herr Schmid ein herzenguter Kerl, und er war auch ein herzenguter Kerl während der Hitler-Zeit“, der heute Fünfundsiebzigjährige erzählt uns mit Tränen in den Augen, wie Schmid seine Menschlichkeit in der Zeit der Unmenschlichkeit bewies, „Auf der Ecke Pappenheimgasse / Klosterneuburgerstraße war eine Bäckerei einer Jüdin, einer gewissen Tobor. Wie der Hitler da war, ist einer zu der Bäckerei hingegangen, ein so ein Nazi-Bua, und hat die Auslage eingehaut, und der Schmid ist dazugekommen und hat das gesehen und hat ihm ein paar Watschen runtergehaut. Auf das hinauf ist ein Wachmann gekommen - auf dem Pferd, damals hat es ja noch berittene Polizei gegeben - und hat den Schmid mit dem Säbel angreifen wollen, und der Schmid hat den Säbel genommen und hat ihn so abgebogen“. Unser Gewährsmann, der das heute noch aus dem Blickwinkel eines damals wohl sehr aufgeregten Halbwüchsigen erzählt, macht mit beiden Armen eine Bewegung, als würde er einen Expander abbiegen, „Auf das hinauf haben sie ihn in die Pappenheimgasse auf das Kommissariat geführt...“

Mitten in Hitlers Wien war da offenbar einer ganz anders - Wie sieht die Geschichte eines solchen Mannes aus?

Geboren wird Anton Schmid am 9. Jänner 1900 in Wien als Sohn eines Bäckergehilfen. Über seine wahrscheinlich eher ärmliche Kindheit wissen wir so gut wie nichts. Erst am 17. Oktober 1914 wird Anton Schmid biographisch wieder faßbar. An diesem Tag tritt er nämlich in der Wiener Telegraphenzentralstation seinen Dienst als Telegraphenjunge an. Anfang Juli 1918 wird er zum Militärdienst in das k. k. Schützenregiment Nr. 1 einberufen und macht schwere Kämpfe und schließlich den Rückzug an der italienischen Front mit. Im Juni 1919 scheidet er durch Verzicht aus dem Postdienst aus. Die Gründe hierfür sind uns unbekannt, ebenso wie der weitere Lebensweg des jungen Schmid bis 1926, als er das Gewerbe des Handels mit technischen und elektrotechnischen Bedarfsgegenständen anmeldet. Er eröffnet in der Spaungasse in der Arbeitervorstadt Brigittenau ein kleines Geschäft, das er einige Jahre später in die Hauptstraße dieses Grätzls, in die Klosterneuburger Straße, verlegt. Neben elektrischen Kleinteilen verkauft Schmid auch Radios und Fotoapparate, er entwickelt Filme und repariert Radios und elektrische Hausanlagen. Ende der dreißiger Jahre beschäftigt er bereits drei Mitarbeiter, zwei davon sind Juden.

**Der Gerechte von Wilna**

Am 22. Juni 1941 beginnt Hitler den Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion. Schon am 24. Juni marschieren die ersten deutschen Einheiten in Wilna, der ehemaligen Hauptstadt der von den Sowjets ein Jahr zuvor annektierten Republik Litauen, ein. Bereits in den allerersten Tagen beginnen die deutschen Besatzer im Baltikum, insbesondere die berühmte Einsatzgruppe A der Sicherheitspolizei und des SD, unterstützt von vielen einheimischen Kollaborateuren, den Holocaust.

Wilna war seit Jahrhunderten - auch geistig - eines der wichtigsten Zentren des europäischen Ostjudentums, rund vierzig Prozent seiner Bevölkerung war jüdisch, alles in allem etwa 60.000 Menschen. Fast ein Drittel davon überlebt die ersten Pogrome nicht. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Im Juli 1941 errichtet die deutsche Besatzung im Wilnaer Außenbezirk Ponary „einen der größten Judenschlachthöfe Europas“, so der polnische Schriftsteller Józef Mackiewicz. Vom 31. August bis 2. September werden die rund 3.700 Bewohner des historischen jüdischen Viertels von Wilna zusammengetrieben, in das Lukischki-Gefängnis gepfercht und dann vom Einsatzkommando 3 und von litauischen Kollaborateuren in Ponary erschossen. Am 6. September 1941 werden die verbliebenen Juden aus zwei von insgesamt drei Wilnaer Rayonen, in die das Stadtgebiet von den Schreibtischtätern des Gebietskommissariates eingeteilt worden ist, in zwei winzigen, umzäunten Ghettos im Areal des durch Massenvernichtung geräumten, alten Judenviertels erbarmungslos konzentriert. Die jüdische Bevölkerung des dritten Rayons wird in den nächsten Tagen in Ponary ermordet.

In den nächsten Wochen und Monaten werden die Ghettobewohner durch immer neue 'Aktionen' selektiert. Tausende werden aus den Ghettos hinausgeführt und zunächst mit LKWs, später mit der Eisenbahn, zur Erschießungsstätte Ponary gebracht. Am 21. Oktober 1941 ist das zweite, kleinere Ghetto entleert und wird aufgelöst. Feldwebel Anton Schmid kann als Angehöriger der zweiten Kompanie des Landeschützen-Bataillons 898, das am 20. August 1941 nach Wilna verlegt worden ist, gar nicht anders, als von all dem Notiz zu nehmen. Ja, er hat als Leiter der sogenannten Versprengtensammelstelle in der Eisenbahnstraße Nr. 15, der früheren Kolejowa Straße, direkt gegenüber dem Wilnaer Hauptbahnhof, von dem immer wieder Züge mit jüdischen Todeskandidaten nach Ponary abgehen, geradezu einen Logenplatz in all dem Grauen. Wenige Tage vor seiner Hinrichtung schreibt er in einem Brief an seine Frau in Wien: „Hier waren sehr viele Juden die vom Litauischen Militär zusammen getrieben auf einer Wiese ausserhalb der Stadt erschossen wurden immer so 2-3000 Menschen die Kinder haben sie auf dem Wege gleich an die Bäume angeschlagen - kannst Dir ja denken?“ Mit dem „litauischen Militär“ meint Schmid die 'Ypatingasis burys', litauische Kollaborateure in grünen SD-Uniformen, die den Deutschen als Hilfspolizei die Henkersarbeit mit großem Eifer abnahmen. In den Spätsommertagen des Jahres 1941, als die Straßen Wilnas von Blut triefen, tut der Feldwebel eines Abends auf dem Heimweg zu seiner Dienstwohnung in der Versprengtensammelstelle etwas, das einem Wunder gleicht: Auf offener Straße spricht ihn ein jüdisches Mädchen, Luisa Emaisaitaite, an, das den grausamen Razzien dieses Tages nur knapp entronnen ist, und bittet ausgerechnet einen deutschen Feldwebel um Hilfe. Allein, daß ein vogelfreier jüdischer 'Untermensch' einen Landser anredet, ist im Wilna dieser Tage schon ein todeswürdiges Verbrechen. Feldwebel Schmid aber gewährt der Gehetzten spontan Asyl in seiner Dienstwohnung. Nach allem, was wir wissen, fiel Schmid's Entscheidung zur Hilfeleistung vielleicht für ihn selbst unerwartet, war ein Akt der Menschlichkeit angesichts einer konkreten Notlage eines bedrängten Mitmenschen.

Am nächsten Tag will Schmid Luisa Emaisaitaite eigentlich wegschicken. Aber er weiß, daß sie als Jüdin an der nächsten Straßenecke geschnappt werden würde und setzt zunächst einmal auf Zeitgewinn, also ganz einfach darauf, daß die Pogrome in den nächsten Tagen abflauen würden. Das ist aber auch noch nach einer Woche noch nicht der Fall, und da hat der Katholik Schmid einen riskanten Einfall - Schnurstracks marschiert er mit dem jüdischen Mädchen in das nur zwei Straßenecken von seiner Dienststelle entfernte Kloster Ostra Brama und erbittet dort vom polnischen Priester Andrzej Gdowski eine schriftliche Bestätigung für Luisa, das man sie in der Ostra Brama als Katholikin kenne. Wegen der Deportation ihrer Familie durch die Sowjets, so solle es in dem kirchlichen Dokument heißen, seien ihr alle Papiere, darunter auch der Taufschein, verloren gegangen. Im Wissen, daß dies nicht der Wahrheit entspricht, gewährt Pater Gdowski diesen 'Ariernachweis'.

In der Folge gelingt es dem kleinen Feldwebel aus Wien, Luisa Emaisaitaite als Zivilangestellte der Wehrmacht in seiner Versprengtensammelstelle bei allen deutschen und litauischen Dienststellen anzumelden, und schließlich verschafft er ihr auch noch vom deutschen Quartieramt ein Zimmer bei einer gewissen Dr. Janina Skladovska.

Und Schmid, dessen Kameraden ihn wegen des Oberlippenbärtchens und der Haartolle, die ihm gelegentlich in die Stirn fällt, mit dem Spitznamen „Adolf“ necken, macht weiter: Den perfekt deutsch

sprechenden, polnischen Juden Max Salinger steckt er in eine Wehrmachtsuniform, verschafft ihm in einer schon an Genialität grenzenden Weise ein Soldbuch und beschäftigt ihn als Gefreiten Max Huppert ebenfalls in seiner Versprengtensammelstelle. Salinger beeindruckt in dieser Rolle spätere Besucher der Dienststelle durch sein betont preußischzackiges Auftreten.

Mit der Rettung dieser beiden Gehetzten beginnt Feldwebel Anton Schmid seinen privaten Feldzug gegen den Holocaust in Wilna und steigert sich bald zu Rettungsaktionen größeren Stils. Wieder sind es konkrete Notlagen von Menschen, die er vor Augen hat, die ihn zum Handeln motivieren. Schmid leitet nämlich nicht nur die Versprengtensammelstelle, in der er von ihren Einheiten getrennte deutsche Soldaten zu vernehmen und sie wieder ihren Verbänden zuzuführen oder bei Verdacht von 'Feigheit vor dem Feind' oder 'unerlaubter Entfernung von der Truppe' zu melden hat, was ihm von Anfang an Unbehagen verursacht, sondern auch eine Wehrmachtspolsterei in einigen früher zum Bahnhof gehörenden Schuppen in der Eisenbahnstraße. Er hat jüdische Zwangsarbeiter zu beaufsichtigen, die als Polsterei und Tischler Eisenbahn- oder Lastkraftwagen-Polster ausbessern müssen. Daneben gibt es offenbar auch Schneider und Schuster, die beschädigte Ausrüstungsgegenstände der versprengten Soldaten zu reparieren haben. „Ich musste was ich nicht wollte die Versprengtenstelle übernehmen, wo 140 Juden arbeiteten, die baten mich, ich soll sie von hier wegbringen oder einem Fahrer mit Wagen sagen“, berichtet er seiner Frau nach Wien.

Schmid nützt zunächst seine bürokratischen Möglichkeiten als relativ selbstständiger Dienststellenleiter zugunsten der Juden. Er fordert weit mehr Zwangsarbeiter an, als er für seine Werkstätten benötigt, und bemüht sich, vom Gebietskommissariat und vom Arbeitsamt Wilna für seine jüdischen Schützlinge möglichst viele der sogenannten 'Todesurlaubsscheine' zu erhalten: Im Oktober 1941 werden an die rund 27.000 überlebenden Wilnaer Ghettojuden nur 3.000 sogenannte 'gelbe Scheine', verteilt - das sind Facharbeiterausweise, die einem Facharbeiter, seinem Ehegatten und maximal zwei seiner minderjährigen Kinder das vorläufige Überleben ermöglichen. Auf alle Nicht-Besitzer dieser 'gelben Scheine' wird am 24. Oktober und von 3. bis 5. November erbarmungslos Jagd im Ghetto gemacht. Im Zuge dieser 'Aktionen der gelben Scheine' werden alleine bis 6. November über 6.600 Menschen aus dem Ghetto deportiert und in Ponary ermordet. „My other aunt, Rachil [Cholem] gave her yellow life certificate to the Zlatins [Vera and Naum Zlatin] and during the next few days did not return to the ghetto and stayed at her place of work with the permission of her chief Feldfebel Anthon Schmidt [!]. The more lengthy and detailed search for the Jews remaining in the ghetto, mostly hidden in secret hiding places, „Malines“ lasted until November 5th.“ erinnert sich die Ghettogefängene Perella Esterowicz. Tatsächlich schafft es Schmid nicht, für seine 140 Arbeiter und ihre Familien mehr als 15 'Todesurlaubsscheine', also die lebensrettenden gelben Facharbeiterausweise zu ergattern. Der Rest seiner Belegschaft scheint zum Tode verurteilt zu sein.

Ing. Schlomo Bernowsky, zu der Zeit ein Zwangsarbeiter in der Versprengtensammelstelle und Inhaber eines 'gelben Scheines', erinnert sich: „Die allgemeine Meinung war, daß der Besitzer eines gelben Ausweises sich und seine Familie durch dieses Zeugnis vor der Hinrichtung bewahrte. Der Führer unserer Einheit, Feldwebel Anton Schmid, der gut zu uns war, sagte etwas anderes: „Die gelben oder weißen Ausweise [Letztere sind Ausweise für Nicht-Facharbeiter] sind derselbe Dreck; so oder so, alle Juden werden vernichtet“, sagte er. Trotzdem drückte er seine Bereitschaft aus, jene von den Arbeitern, die keine gelben Ausweise erhalten hatten, zusammen mit ihren Familien in die Stadt Lida zu führen. [...]. Dort wurden noch keine Ghettos errichtet und keine Aktionen durchgeführt.“

Es ist ein Widerstand von unten, aber Schmid nutzt furios die gesamte Infrastruktur, die ihm seine kleine militärische Dienststelle bietet. Das sind vor allem zwei Wehrmachtlastwagen, darunter ein Opel Blitz, mit dem er beginnt, seine Zwangsarbeiter ohne gelben Schein und deren Familien in die nur 90 Kilometer von Wilna entfernte, weißrussische Stadt Lida zu bringen.

Der Lidaer Abrasha Arluk, der Anton Schmid am Steuer des Opel Blitz selbst in Lida gesehen hat und später bei den Partisanen überlebt, weiß um die Motivation von Anton Schmid's Passagieren: „Die Meinung damals war, da in Wilna bereits mit Hilfe von den Litauern und der Kollaborationären die Verfolgungen schon angefangen haben, wobei in der Stadt Lida Präsenz der Einsatzgruppe B aus Minsk noch nicht so gravierend war. Hat man gesagt: Wenn man flieht nach Lida, wird es vielleicht bisschen leichter sein.“ Für diese Rettungsfahrten stellt sich Schmid als Leiter einer militärischen Dienststelle selbst Marschbefehle und Durchlaßscheine aus und überwindet die Wehrmachtsskontrollen auf der breiten, befestigten Landstraße.

#### Der deutsche Feldwebel im jüdischen Hilfskomitee

Im Wilnaer Ghetto, in dem die Menschen den baldigen sicheren Tod durch Hunger und vor allem durch die Erschießungspelotons von Ponary vor Augen haben, hat sich inzwischen eine kleine Widerstandsbewegung vor allem aus zionistischen Jugendlichen gebildet. Man sucht verzweifelt Fluchtmöglichkeiten in - zum damaligen Zeitpunkt noch nicht von der Totalliquidation bedrohte - nahe Ghettos wie Lida und Grodno, vor allem aber nach Bialystok im besetzten Polen, in dem zehntausende jüdische Zwangsarbeiter in Uniformfabriken für die Wehrmacht schufteten und wo Arbeitskräftemangel herrscht. Nun kommt wieder Pfarrer Gdowski ins Spiel: Wie durch höhere Macht gelenkt, versuchen die aus Wien vertriebene Anita Adler und ihr Gatte Hermann als Abgesandte der jüdischen Widerstandsbewegung des Ghettos von eben jenem Geistlichen Hilfestellung zu bekommen, bei dem schon Schmid im Fall Emaitsaite Unterstützung fand.

Das Ehepaar Adler bittet den Pfarrer um Papiere Verstorbener, um damit Juden 'arische' Identitäten zu geben und sie so zu retten. Gdowski vermittelt die Adlers an den deutschen Feldwebel Schmid. Sie entfernen ihre Judensterne, gehen voller Furcht in die Versprengtensammelstelle und bitten Schmid, Juden mit dem Lkw nach Bialystok zu transportieren, um sie auf diese Weise zu retten.

Schmid will die Sache überschlafen und läßt die Adlers - es ist der 10. November 1941 - zunächst einmal in seiner Dienstwohnung übernachten, aber seine Entscheidung ist wohl längst gefallen. Einige Tage vor seiner Hinrichtung schreibt er an seine Frau: „Du weißt ja, wie mir ist mit meinem weichen Herz - ich konnte nicht denken und half ihnen, was schlecht war von Gerichts wegen.“

In den wenigen Monaten bis zu seiner Verhaftung Mitte Jänner 1942 entfaltet Schmid gemeinsam mit Hermann und Anita Adler fieberhafte Rettungsaktivitäten und transportiert mit seinem Wehrmachts- Lkw rund 300 todgeweihte Ghetto gefangene, die vom jüdischen Untergrund unter Mordechai Tenenbaum ausgewählt werden, von Wilna nach Bialystok. Seine Passagiere werden von den Adlers aus dem Ghetto herausgeführt und verbringen oft zwei, drei Tage in seiner Dienstwohnung in der Versprengtensammelstelle, bis wieder ein nächtlicher Transport mit zwanzig bis dreißig Personen nach Bialystok abgeht.

Vier Abgesandte der Wilnaer Widerstandsbewegung bringt Schmid unter unvorstellbaren Risiken sogar bis nach Warschau, wo sie die dortigen jüdischen Stellen über die Vernichtung der litauischen Judenschaft informieren und so weiteren Widerstandswillen, der schließlich in den heroischen Warschauer Ghettoaufstand mündet, entfachen können.

Ein schwerer Schlag, der ihn aber vermutlich dazu bewegt, seine Rettungsfahrten vor allem nach Bialystok noch zu intensivieren, trifft Schmid im November 1941. Mitte bis Ende dieses Monats kommt es in Lida durch die Einsatzgruppe B zu einer 'Aktion', der Schmid's ehemalige Arbeiter zum größten Teil zum Opfer fallen.

Der Kopf hinter all diesen Rettungsaktionen von Wilna nach Bialystok ist Mordechai Tenenbaum von der zionistischen Jugendorganisation Ha-Shomer ha-Zair Dror, einer der bedeutendsten Kommandeure des jüdischen Widerstandes in Osteuropa.

Im Gegensatz zu den Führungspersönlichkeiten der anderen zionistischen Fraktionen, der Kommunisten und des sozialdemokratischen 'Bundes', die am 21. Jänner 1942 die 'Farejnikte Partisaner Organisaasje' gründen, glaubt er nicht mehr an die Möglichkeit eines erfolgreichen, bewaffneten Widerstandes im erschöpften Wilnaer Ghetto: „In Wilna leben alles in allem nur noch an die 18.000 hilflose, müde und gebrochene Juden. Wir müssen dahin gehen, wo wir über die erforderliche Stärke zum Kämpfen verfügen. Wir sollten unsere beschränkten Kräfte konzentrieren, nicht aufteilen. Und hier sehe ich keine Chance für uns, wieder zu Kräften zu kommen.“ Tenenbaum ist daher bestrebt, möglichst junge, kampffähige Menschen durch Feldwebel Schmid aus dem Wilnaer Ghetto retten zu lassen, Anfang Jänner 1942 ist der gesamte von Tenenbaum geführte Teil von Ha-Shomer ha-Zair Dror bereits in Bialystok und bereitet einen Aufstand vor. Mordechai Tenenbaum fällt als überragender Führer dieser heroischen Revolte im August 1943.

Es ist uns nicht bekannt, an welchem Tag im Jänner 1942 und wo – ob in Wilna oder auf einer seiner nächtlichen Rettungsfahrten – Feldwebel Anton Schmid verhaftet wurde. Trotz Schlägen und Folter durch Feldgendarmarie und Gestapo verrät er einen einzigen seiner jüdischen Freunde. Seine Tochter, zum Zeitpunkt seiner Exekution zwanzig Jahre alt, meint Jahrzehnte später: „Er war ein guter und hilfsbereiter Mensch und war sich sicher auch der Gefahr bewußt, der er sich aussetzte. Trotzdem ist er bis zum Schluß zu seinen Handlungen gestanden.“

Manfred Wieninger, Schriftsteller; Christiane M. Pabst, Schriftstellerin

## Erfahrungen mit dem Gedenkdienst

Eine Diplomarbeit über das Kommunikationsverhalten ehemaliger Gedenkdienstleistender

Die öffentliche und mediale Kommunikation über Österreichs nationalsozialistische Vergangenheit hat in den letzten fünfzehn Jahren sicherlich zugenommen. Doch wie sieht es mit der privaten, inoffiziellen Kommunikation aus? Sind Nationalsozialismus, Holocaust und Vergangenheitsaufarbeitung relevante oder gar wichtige Themen? Werden Auswirkungen dieser Vergangenheit auf das heutige Leben thematisiert? Spricht man in den Familien über die Geschichte der eigenen Vorfahren?

Fragen über private, zwischenmenschliche Gespräche über Österreichs nationalsozialistische Vergangenheit und deren Aufarbeitung haben mich zum Gedenkdienst geführt. Die Idee war, dass sich nach der Rückkehr der Gedenkdienstleistenden in ihre alte Umgebung solche Gespräche ganz natürlich ergeben könnten. „Österreich und seine nationalsozialistische Vergangenheit. Kommunikationserfahrungen mit einem Tabuthema. Die interpersonale Kommunikation von ehemaligen Zivilidiern, die Gedenkdienst an Holocaust-Gedenkstätten leisteten“ wurde der Titel meiner Diplomarbeit. Ich bin zu dem Thema gekommen, weil ich selbst ein halbes Jahr in Israel verbracht habe.

### Die Studie

Im Frühjahr 1999 habe ich insgesamt 48 ehemalige Gedenkdienstleistende angeschrieben und um ein Interview gebeten. Das sind alle, die zum dem Zeitpunkt in Österreich waren und deren aktuelle Adresse auffindbar war. Sechzehn Männer haben sich im Laufe der nächsten Monate bei mir gemeldet, mit zwölf von ihnen kam ein Interview zustande.

Meine Gesprächspartner haben Gedenkdienst in Frankreich, Israel, Polen, Tschechien, Litauen und den USA gemacht. Ich habe teilstandardisierte, qualitative Interviews durchgeführt, eine Mischform aus sehr freiem Erzählen und einigen in jedem Interview vorgegebenen Fragen.

Die Themen der Interviews waren einerseits die Motivation für den Gedenkdienst, Erlebnisse während des Gedenkdienstes und der Umgang damit. Andererseits ging es um die Vermittlung der Erfahrungen, um das Kommunikationsbedürfnis der Befragten und um die Reaktionen ihrer Umgebung.

### Eine wichtige Zeit

Von der abgeschlossenen Erfahrung ("Ich bin froh, dass auch das jetzt vorbei ist.") bis zur die heutigen Lebensbedingungen wesentlich mitbestimmenden Zeit reicht das Spektrum der Bedeutungen, die die Interviewpartner dem Gedenkdienst heute zuschreiben. "Das ist immer präsent, das weiß jeder, dass ich das gemacht hab. Viele sprechen mich heute noch an als Mister Gedenkdienst." Generell halten sie ihren Zivildienst für eine gute Erfahrung, die ihren Blick auf die Welt verändert hat. Ein Mann sagt, dass das Wissen um den Holocaust die eigenen Probleme relativiert. "Man nimmt nicht alles so furchtbar ernst, weil man sich denkt, im Verhältnis zu den Dingen, die dort passiert sind, ist das doch nur ein lächerliches Problem, das ich da hab."

Die meisten Gesprächspartner haben einen starken emotionalen Bezug zu Holocaust und Gedenken. "Es vergeht echt kein Tag, wo ich nicht an den Holocaust denk in irgendeiner Form, und das ist nicht immer fein." Manchmal wird das auch zu viel. Zwei Gesprächspartner haben nach dem Jahr erst einmal Abstand gebraucht und für eine Weile genug von der Thematik gehabt.

### Seltene Gesprächsthema

Insgesamt waren der Gedenkdienst und die damit verbundenen Inhalte weniger häufig Thema von informellen Gesprächen als vor der Analyse angenommen. Die interviewten Männer hatten in vielen Situationen nicht das Bedürfnis, darüber zu sprechen, manchmal haben sie es auch bewusst vermieden. "Aber wenn ich jetzt so nachdenk, ich hab eigentlich nicht sehr vielen Leuten nachher von meinen wirklichen Erfahrungen mit den Juden dort oder dem Holocaustaufarbeiten erzählt."

Die Gründe dafür waren sehr unterschiedlich. Da gab es den Wunsch, beruflich politische Themen zu vermeiden und nicht "als Wichtigster dazustehen" und die Vermutung von mangelndem Interesse bei den Zuhörern. Es gab das Gefühl, mit diesen so wichtigen Erfahrungen nicht wirklich verstanden zu werden und das Wissen, dass das Thema Zeit und Vorverständnis braucht und nicht für einen "small talk" geeignet ist. Für einen Mann waren Briefe an den Nachfolger ein Ventil, um Dinge loszuwerden, die er hier mit niemanden teilen konnte. Das Bedürfnis, die Eindrücke des Gedenkdienstes für sich selbst zu verarbeiten und an andere weiterzugeben fand eher in Aktivitäten und offizieller Kommunikation seinen

Ausdruck – zum Beispiel in Diavorträgen, Artikeln, Veranstaltungen und Informationsstunden in Schulen. Beinahe alle Gesprächspartner haben nach dem Gedenkdienst weiter mit dem Thema gearbeitet, entweder beim Verein Gedenkdienst oder mit eigenen Projekten.

#### **Persönliche Anknüpfungspunkte finden**

Die Reaktionen, die die interviewten Männer in Österreich auf Berichte über den Gedenkdienst bekommen haben, waren meist neutral und indifferent. „Das hat sie weder besonders begeistert noch warn's dagegen. Es war ihnen, glaub ich, ziemlich wurscht.“ Der Auslandsaufenthalt hat ihre Gesprächspartner meist mehr interessiert als die Themen, mit denen sie sich dort beschäftigt haben. Inwieweit die ehemaligen Gedenkdienstler bei anderen doch Interesse wecken konnten, hatte stark mit der Art der Vermittlung zu tun, damit, ob ein persönlicher Anknüpfungspunkt geschaffen werden konnte. „Da hab ich gemerkt, an persönlichen Schicksalen kannst du mit dem Thema doch einiges noch erreichen.“ Gespräche mit Familienmitgliedern und mit Österreichern der NS-Generation waren für viele Interviewpartner eher schwierig, insbesondere dann, wenn sie negative Reaktionen erwartet haben. Keiner ist wirklich auf Konfrontation gegangen. Viele haben in ihrem Bekanntenkreis auch nur wenig alte Leute. Inwieweit die befragten ehemaligen Gedenkdienstleistenden die Geschichte ihrer eigenen Familie in der NS-Zeit recherchiert haben, ist sehr unterschiedlich. Manche wollten es lieber nicht so genau wissen, andere kennen Details der Lebensstationen ihrer Verwandten. Einer meint, dass es dennoch in Bezug auf deren damalige Gefühle und Beweggründe für ihn noch viel zu erforschen gäbe.

Elisabeth Hargassner Publizistin und Kommunikationswissenschaftlerin

## **Goodbye Steffi und Judith, welcome Jana und Matthäus**

Die Bürobesetzung des Vereins GEDENKDIENT hat sich im letzten September grundlegend verändert. Judith Pfeiffer und Stefanie Lucas (vulgo Steffi) tauschten Plätze mit Matthäus Rest und Jana Matischok. Judith und Steffi, die gemeinsam mit Matthias Kail den Büroalltag und die Administration des Vereins „schupften“ beendeten somit nach einem Jahr intensiver Arbeit ihre (berufliche) Tätigkeit im Verein. Judith, die auch Mitherausgeberin des Buches „Jenseits des Schlussstrichs“ ist, plant nunmehr langgehegte Projekte, wie zum Beispiel ihre Dissertation zu realisieren. Sie hatte in diesem Jahr ihr Studium der Politikwissenschaften abgeschlossen.

Steffi steht dieser Weg noch bevor, sie ist im September – schweren Herzens – nach Berlin zurückgekehrt, wo sie ihr Studium der Museumskunde abschließt.

Beide haben im letzten Jahr großes und größtes geleistet, als es darum ging die Ausstellung über Gedenkdienst zu erstellen, die Tagung zum 10-jährigen Jubiläum des Vereins zu organisieren und zu koordinieren oder ganz einfach das alltägliche Funktionieren des Vereins zu managen.

Nicht zuletzt trugen sie auch massgeblich an der Professionalisierung des Vereins bei.

Judiths direkter Nachfolger ist Matthäus Rest, der vor zwei Jahren seinen Gedenkdienst an der Internationalen Jugendbegegnungsstätte Auschwitz leistete. Er studiert derzeit Ethnologie in Wien, und wurde schon in wenigen Wochen zum integrativen Bestandteil des Büroteams.

Jana Matischok ist unsere neue EVS-Freiwillige, sie stammt aus Berlin, und kann, aus ihrer freiberuflichen Tätigkeit im Anne Frank Zentrum Berlin, auf ausgezeichnete Erfahrungen mit Jugendgruppen und Veranstaltungskoordination zurückblicken. Auch sie ist bereits unabkömmlicher Teil des Teams und hat sich hier gut eingelebt.

Wir sind traurig darüber, dass wir Steffi und Judith nun nur mehr seltener zu Gesicht bekommen, freuen uns jedoch sehr über unsere beiden neuen fixen Mitarbeiter.

Der Verein möchte sich herzlich bei Judith und Steffi für die ausgezeichnete Zusammenarbeit bedanken, wir wünschen ihnen nur das Beste bei ihren neuen Projekten. Ein herzliches THSV!

Matthias Kail, Dolmetschstudent und Mitarbeiter von GEDENKDIENT

## „Grüß Gott und Heil Hitler“

Buchpräsentation und Diskussion mit Stefan Moritz

Am 9. Oktober fand in den Räumlichkeiten des Verein Gedenkdiensts die erste in öffentlichem Rahmen stattfindende Buchpräsentation des Werkes „Grüß Gott und Heil Hitler“ mit einer anschließenden Diskussion statt.

Der Autor Stefan Moritz erläuterte in einem Vortrag die ihm wichtigsten Thesen seines Buches, das in den österreichischen Medien bereits vielfach und kontroversiell diskutiert worden war.

Eine dieser zentralen Thesen war, dass eine Mehrheit des österreichischen Klerus – und damit die offizielle Kirche – die Parallelen zum NS-Regime gesucht und diese in der Ablehnung gegenüber dem Bolschewismus und dem „Weltjudentum“ gefunden hätten. Dadurch habe sich eine Empörung – sofern diese überhaupt stattfand – lediglich gegenüber Verbrechen an Katholiken gerichtet.

Nach dem zweiten Weltkrieg wären einzelne Widerstandskämpfer des katholischen Klerus als Exempel für die gesamte Kirche dargestellt worden, was dazu geführt habe, dass sich die Kirche als größte Opfergruppe des NS-Terrors proklamiert hätte.

Zum Anlass der Präsentation fand sich eine große Anzahl von Gedenkdienstleistenden sowie Interessierten aus ganz Österreich ein.

Stefan Moritz: Grüß Gott und Heil Hitler.

Katholische Kirche und Nationalsozialismus in Österreich.

Wien, Picus-Verlag 2002. (€ 24,90)

Wolfgang Schellenbacher, Geschichtestudent

## Telegramm

### Brno - Eine Jugendbegegnung

„Die Minderheit der Roma in Tschechien“ – zu diesem Thema trafen sich 25 Jugendliche im tschechischen Brno (Brünn). Die TeilnehmerInnen kamen aus Tschechien, Polen, Deutschland, den Niederlanden, Österreich, Spanien und Brasilien.

Grundgedanke und Motivation für diese Jugendbegegnung war die Überzeugung, dass „Nachdenken nach Auschwitz“ nicht auf Konferenzen stattfinden soll – auf einem Vorbereitungsseminar für eine solche hatte sich ein Teil der Gruppe im November 2001 getroffen – sondern auch an ganz konkreten und gegenwärtigen Themen arbeiten kann. Wir wollten uns mit Roma und Sinti beschäftigen, mit der letzten großen Minderheit Europas, den Holocaust an ihr thematisieren, genauso wie die vielfältigen Diskriminierungen denen sie heute ausgesetzt sind. In Tschechien leben 250.000 bis 300.000 Roma und gerade dort schien uns ihre Lage prekärer als anderswo, der alltägliche Rassismus offener, wohl hauptsächlich, weil sie einen so großen Anteil an der gesamten Bevölkerung haben. Wir fanden Unterstützung beim Museum für Roma- Kultur in Brno und so verbrachten wir die Woche vom 27. Oktober bis zum 2. November in der Hauptstadt Mährens.

Von Anfang an hatte diese Zeit etwas Kurioses, Provisorisches, Chaotisches. Erst zwei Wochen zuvor hatten die niederländischen TeilnehmerInnen zugesagt, als einzige Roma und Sinti in der Gruppe waren sie eine große Bereicherung. Sie zeigten uns im Seminaralltag was uns verbindet und was uns trennt. Auch im Wissen, dass es für uns Nicht- Roma vielleicht leichter gewesen wäre ohne sie.

Am deutlichsten wurde dies wohl bei unserem Besuch im ehemaligen Roma- Konzentrationslager Hodonín nahe Brno. Das gesamte Lagergelände wird heute als Hotelanlage genutzt, zwei der KZ- Baracken stehen noch, eine davon dient den Hotelgästen als Bar. So war das Gesehene für uns alle schwer einordenbar und bizarr, für die Enkel von Überlebenden war es dennoch eine gänzlich andere Erfahrung.

Das Programm war dicht und vielseitig. Wir hörten Vorträge über Geschichte und Lebensweise der Roma, über tschechisches Minderheitenradio oder die Arbeit von Spolu, einer internationalen NGO. Unter Einbindung der Brünner Roma konnte ein neues Wohnprojekt geschaffen werden um die prekären Wohnverhältnisse vieler Familien zu verbessern. Wir sprachen mit einer Überlebenden des Zigeunerlagers Lety und besuchten Roma- Familien, die in containerartigen Ausweichquartieren auf neue Wohnungen warten und zu fünf oder zu acht auf 20 m<sup>2</sup> leben. Auf unseren Wegen durch die alt-österreichischen Gründerzeitalbauten der Bratislavská ulice konnten wir in so manchen Hinterhof blicken. Oft genug waren wir die Kuriosität.

Daneben blieb auch Zeit für Brno, für seine wunderbaren Gassen, Bierhallen und Kellerbeisl, genau so wie für jene häßliche Vierundzwanzig- Stunden- Spielbar nahe unserer Herberge. Die war ein ArbeiterInneninternat im Stil anderer Zeiten, unser Frühstück nahmen wir dafür im Interspar-Restaurant. So begann jeder Tag mit einem früh morgendlichen Kulturschock.

Es war eine sehr intensive Woche. Und ich denke, gerade weil wir uns in dieser Zeit auch so stark mit unseren eigenen Rollen als Roma oder als Nicht-Roma beschäftigen mussten sind wir uns als Gruppe sehr nah gekommen. Vieles davon war an unserem Abschiedsabend zu spüren, wo wir im Roma-Museum auf ein Konzert eingeladen waren. Und auch wenn der letzte Tag zu chaotisch gewesen war um über Perspektiven und zukünftige Projekte zu sprechen, war mir beim Klang des Zimbals klar: Diese Geschichte ist noch nicht zu Ende.

Matthäus Rest

### Studienfahrt Terezín

Von 23.-27.10.2002 fand diesmal die alljährliche Studienfahrt für Gedenkdienst- InteressentInnen nach Theresienstadt statt.

12 Teilnehmer beschäftigten sich in Form von Führungen, Diskussionen und einem Zeitzeugengespräch mit einem Ort, der durch seine wechselreiche Geschichte als österreichische und tschechische Garnisonsstadt, Konzentrationslager und jüdisches Ghetto entscheidend geprägt wurde.

All diese Veränderungen hinterließen Spuren, die mithilfe der erhalten gebliebenen dokumentarischen und künstlerischen Zeugnisse sich noch heute teilweise nachvollziehen lassen.

Dementsprechend lag der Schwerpunkt des Studienfahrtprogramms auf der kritischen Beschäftigung mit den Medien Film und Literatur.

Neben der Lektüre von in Theresienstadt verfassten Texten und der Analyse eines 1944 im Ghetto gedrehten Propagandafilmes wurden vor allem auch neuere Arbeiten und deren Verwendung und Verwertung in Betracht gezogen, die vor allem die Frage der Authentizität diskutieren halfen.

Der Besuch des jüdischen Viertels in Prag (Josefov) rundete, als neuer Programmpunkt, die Studienfahrt ab.

Florian Huber

### **Bruno-Kreisky-Anerkennungspreis für das politische Buch 2002**

Das Renner-Institut hat den Bruno Kreisky-Anerkennungspreis für das politische Buch 2002 an „Jenseits des Schlussstrichs. Gedenkdienst im Diskurs über Österreichs nationalsozialistische Vergangenheit“ herausgegeben von Martin Horváth, Anton Legerer, Judith Pfeifer und Stephan Roth (Löcker) vergeben. Den mit 5.000 Euro dotierten Hauptpreis erhielt der amerikanische Nobelpreisträger Joseph Stiglitz für sein Buch "Die Schattenseiten der Globalisierung" (Siedler-Verlag). Sonderpreise für ihr publizistisches Gesamtwerk erhielten George Tabori und Gerhard Roth.

Weitere Anerkennungspreise vergab die prominente Jury unter dem Vorsitz des Europaabgeordneten und Vorsitzenden der Bildungsorganisation der SPÖ, Hannes Swoboda an: Susanne Feigl's Dohnal- Biografie "Was gehen mich seine Knöpfe an?" (Ueberreuter), Ursula Mitterlehners "Hausarbeit zum Nulltarif" (Leykam), Manfred Scheuchs "Das größere Europa. Polen, Ungarn, Tschechien, Slowakei, Slowenien und die Baltischen Staaten in Geschichte und Gegenwart" (Brandstätter), "Grüß Gott und Heil Hitler. Katholische Kirche und Nationalsozialismus in Österreich" (Picus) von Stefan Moritz.

Judith Pfeifer